

---

# Einführung

Günter Buchstab

Was Europa ist und was Europa sein soll, wird auch 50 Jahre nach der Forderung Konrad Adenauers, „Europa muß geschaffen werden“ und trotz aller Fortschritte des Einigungsprozesses bis heute noch immer höchst unterschiedlich beantwortet. Nach den Erweiterungsschritten der letzten Jahre und den wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Folgen der Globalisierung wird verstärkt über die Selbstvergewisserung Europas und ein übergreifendes europäisches Identitätsbewusstsein nachgedacht. Der europäische Verfassungsvertrag sollte eine verbindliche Antwort geben. Doch er ist gescheitert. Allein seine Präambel und die Frage eines Gottesbezugs waren höchst umstritten. An die Stelle einer Verfassung ist der Vertrag von Lissabon von 2007 getreten, der nach dem späten Ja der Iren wohl tatsächlich in Kraft treten dürfte. Zwar hat das Bundesverfassungsgericht den EU-Reformvertrag gebilligt – aber mit Auflagen, die dem Integrationsprozess nur bedingt förderlich sind. Das Europäische Parlament sei nicht „hinreichend gerüstet, ..., repräsentative und zurechenbare Mehrheitsentscheidungen als einheitliche politische Leitentscheidungen zu treffen“. Die Verfassungsrichter machen keinen Hehl daraus, dass für sie Demokratie in der EU nur einen wirklichen Träger hat: die nationalen Verfassungsorgane – eine defensive Position, durch die der Spielraum Deutschlands als Motor der Integration erheblich eingeschränkt wird. Auch die geringe Beteiligung an der Wahl zum Europäischen Parlament Anfang Juni 2009 deutet auf nachlassendes Interesse der Europäer an der wei-

teren Integration, auf Gleichgültigkeit, ja Europaskepsis hin.

Für die weitere Entwicklung fehlen offenbar genaue Baupläne. Europa und die Europäische Union befinden sich also – wieder einmal – an einer Wegscheide. Denn je mehr Länder mit unterschiedlichen Werte- und Traditionsbeständen die Union umfasst, desto schwieriger scheint es, eine konsensfähige transnationale Identität für das „Haus Europa“ zu erreichen, die zur Vertiefung der Integration beitragen könnte.

Europa weist – wie alle Kulturräume – eine landschaftliche, geschichtliche und sprachliche Vielfalt auf. Unterschiedlich sind unsere Nationalitäten, unsere Sprachen und Dialekte, die Städte und Regionen, in denen wir leben, und die Traditionen, Symbole, Legenden und Mythen, die wir haben und pflegen. Es heißt, das Leben werde vorwärts gelebt, aber rückwärts verstanden. Insofern hat die Frage nach einer gemeinsamen europäischen Identität wesentlich mit kollektiver Erinnerung, mit Geschichte und Geschichtsbewusstsein zu tun. Wir alle sind Erben einer „europäischen Kultur“, aber wir begreifen sie zugleich als einen Zusammenhang von Einheit und Vielfalt. Zu den Verschiedenheiten zählen die Geschichtsbilder, die sich Regionen, Völker, Nationen oder auch Religionsgemeinschaften zuschreiben. Die Geschichte eines Landes lebt nicht nur in Denkmälern und durch Erinnerungsorte, sondern auch in Legenden, Erzählungen, Riten und Redewendungen; sie bilden die kollektive Identität, die eine Nation konstituiert.

Nationale Geschichtsbilder sind in der Regel partikularer Natur und meistens selektiv, faktenarm und stark emotionalisiert. Die Ergebnisse der historischen Wissenschaften, die differenzieren, objektiv und neutral sein wollen und unter Verzicht auf Simplifizierung oder Schwarz-Weiß-Malerei nationale Mythen und Legenden in Frage

stellen, werden in der Regel nur in den engeren Zirkeln des Faches wahrgenommen. Wenn Europa jedoch weiter zusammenwachsen soll, brauchen die Europäer für ihre kulturelle wie auch normative Selbstvergewisserung auf längere Sicht ein gemeinsames, ein kollektives Gedächtnisreservoir.

Bei einer Tagung in Cadenabbia vom 25. bis 28. Oktober 2007 ging es darum, die Eigenarten partikular-nationaler Geschichtsbilder in einer repräsentativen Auswahl vorzustellen und gleichzeitig als Varianten einer europäischen Gemeinsamkeit zu verdeutlichen. Der vorläufig abgeschlossene Erweiterungsprozess der Europäischen Union mit 27 Staaten war der Anlass, die Befindlichkeiten regionaler und nationaler Identität in ihrem jeweiligen historischen und gegenwärtigen politischen Kontext herauszuarbeiten, Vergleiche vorzunehmen und von der nationalhistoriographischen Perspektive aus – sozusagen aus der Vogelschau – den europäischen Horizont zu entdecken.

Papst Benedikt XVI. forderte bei seinem Österreich-Besuch im September 2007 auf, „das ganze Europa von heute in den Blick zu nehmen“. „Das ‚Haus Europa‘, wie wir die Gemeinschaft dieses Kontinentes gerne nennen,“ führte er aus, „wird nur dann ein für alle gut bewohnbarer Ort, wenn es auf einem soliden kulturellen und moralischen Fundament von gemeinsamen Werten aufbaut, die wir aus unserer Geschichte und unseren Traditionen gewinnen.“

Diese Mahnung des Papstes, den Blick auf das ganze Europa mit seiner Geschichte und seinen Traditionen zu richten, hat die deutsche Wissenschaftsministerin Annette Schavan Anfang 2007 gewissermaßen antizipiert, als sie den Anstoß gab, ein gemeinsames europäisches Geschichtsbuch zu entwickeln, damit vor allem die Jugend erfahren kann, dass Europa mehr ist als eine wirtschaftliche Gemeinschaft oder ein Konstrukt der Politik, sondern dass es sich im Falle Europas um eine Kultureinheit handelt, die

in jahrhundertelangen Gesellschaftsprozessen entstanden ist. Zwar gibt es bereits seit 1992 ein europäisches Geschichtsbuch, das sowohl in Deutschland, in Frankreich, Belgien, Griechenland, Italien, Portugal und in den Niederlanden verlegt worden ist. Auch liegt inzwischen ein deutsch-französisches Geschichtsbuch vor, das – bei aller Kritik, die daran geäußert worden ist, – als Vorstufe eines europäischen Geschichtsbuches angesehen werden kann. Das Rad müsste also nicht neu erfunden werden. Leider ist es aber auch so, dass diese Werke aufgrund der föderalen Struktur Deutschlands noch nicht einmal in der Bundesrepublik allgemein verbindliche Schulbücher geworden sind. In anderen Ländern ist die Sachlage nicht viel anders.

Es kann wohl kaum bestritten werden, dass in allen Ländern Europas die Kenntnisse über unsere gemeinsamen kulturellen Grundlagen eher gering sind und der Geschichtsunterricht überall noch zu nationalgeschichtlich, zeitgeschichtlich, geographisch und wirtschaftshistorisch verengt ist. Unsere Jugend sollte aber lernen, Europa als gemeinsames Erbe zu betrachten und als Bedingung der eigenen Identität zu verstehen. Dazu bedarf es freilich ausdauernder Geduld und Anstrengung. Es gilt nach wie vor, was Konrad Adenauer schon 1953 zu bedenken gab: „Vergessen wir nicht, daß in mehr als zweitausend Jahren europäischer Geschichte innerhalb Europas Dämme aufgeworfen worden sind, die man nicht in wenigen Monaten abtragen kann. Was sich in Europa in diesen Jahren vollzieht, ist wahrhaft revolutionär. Tief eingewurzelte Anschauungen müssen über Bord geworfen werden. Die gesamte politische Erziehung der europäischen Völker, die an der Idee der Nation als den letzten Wert politischer Entscheidung orientiert war, muß umgestellt werden. Das geht nicht von heute auf morgen.“

Dabei könnte die Leitidee die Vision Ortega y Gassets sein, die er vor über 70 Jahren formuliert hat: „Europa ist

als Gefüge kleiner Nationen entstanden. Nationalgedanke und Nationalgefühl waren in gewissem Sinn seine bezeichnendsten Erfindungen. Nun sieht es sich gezwungen, sich selbst zu überwinden. ... Für Europäer bricht jetzt die Zeit an, da Europa zu einer Nationalidee werden kann. Und der Glaube hieran ist viel weniger utopisch, als es im 11. Jahrhundert die Prophezeiung des einigen Spaniens und Frankreich gewesen wäre.“

Trotz vielversprechender Ansätze transnationaler Geschichtsschreibung kann das „Pathos nationaler Geschichtsbetrachtungen“ (Klaus Schleicher) nach wie vor nicht als überwunden betrachtet werden. Das steht der Ausbildung einer europäischen Nationalidee und einem identitätsfördernden kollektiven Geschichtsbewusstsein weiterhin im Wege. Die Antwort auf die Frage, wer wir sind und wer wir sein wollen, hängt entscheidend davon ab, an was wir uns erinnern. Vom Orientierungsverlust, der mit fehlender oder verdrängter Erinnerung einhergeht, weiß nicht erst die Gedächtnisforschung. Beim kollektiven Gedächtnis kommt hinzu, dass vergangenes Geschehen nicht einfach in objektiven Abbildern im Gedächtnis gespeichert, sondern von Gruppen und Gemeinschaften immer neu rekonstruiert und auf die Gegenwartsinteressen bezogen wird.

Die „Erinnerungskulturen“ einer Gesellschaft, ihr „Geschichtsbild“, verhält sich hierbei nicht anders als die autobiographische Dimension der Erinnerung. Über die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit vergewissert sich eine Gesellschaft ihrer selbst und findet so – dies kann in verschiedenen Zeiten unterschiedlich sein – zu ihrer Identität. In Europa sind dabei die unterschiedlichen regionalen und nationalen Kontexte in ihrer Mischung von Diversifikation und Einheit von wesentlicher Bedeutung, nicht zuletzt auch als aktuelle politische Befindlichkeiten, wie zwei Entwicklungen zentrifugaler bzw. unitarischer Art

exemplarisch verdeutlichen können: Während Spanien mit dem Problem des nach Eigenständigkeit strebenden Kataloniens konfrontiert ist, das nicht nur seine sprachliche Eigenheit betont, sondern auch den nationalen Erinnerungskanon zu durchbrechen sucht, tendieren die Beitrittsländer im Osten der EU eher dahin, nationale Egoismen stärker zu betonen und aus tagespolitischen Gründen Bürger und Wirtschaft zu renationalisieren statt sie auf ein europäisches Bewusstsein zu verpflichten.

Erstaunlich ist das nicht. Realistischerweise war kaum zu erwarten, dass diese Länder, die sich vor wenigen Jahren erst unter Rekurs auf ihre nationale Identität von der politischen, militärischen, ökonomischen, ideologischen und kulturellen Oberhoheit der Sowjetunion befreit haben, kurz nach Wiedererlangung ihrer nationalen Eigenständigkeit die in der EU gegebenen supranationalen Strukturen als verbindlich akzeptieren und ihre mühsam erkämpften Souveränitätsrechte wieder an die EU abtreten würden. Es kommt hinzu, dass die Unsicherheiten und Krisen im noch nicht abgeschlossenen Transformationsprozess, die mit der kommunistischen Vergangenheit, neuen Staatsgründungen, Staturempfindlichkeiten usw. einhergehen, die Instrumentalisierung von Geschichtsbildern begünstigen, weil in der eigenen (vermeintlichen) Geschichte eine Argumentationshilfe zur Problembewältigung gesucht wird. So hat die Identitätssuche z. B. zu einer Renaissance der alten Nationalpatrone geführt, von deren Symbolkraft erhofft wird, dass sie als kulturelle Klammer wirken oder sogar gesellschaftliche und politische Konflikte leichter lösbar machen.

Nationale wie regionale Geschichtsbilder sind Sinndeutungen und Sinngebungen einer imaginierten Gemeinschaft, die sich nach außen abgrenzt. Sie verknüpfen gefestigte Vorstellungen und Deutungen der Vergangenheit mit Forderungen der Gegenwart und Optionen für die Zukunft. Nicht die Vergangenheit als solche oder die Ergebnisse der

Geschichtswissenschaft, sondern die Weise und die Intensität der Erinnerungen geschichtlicher Hintergründe sind entscheidend und wirksam. Kollektive Erinnerung ist per definitionem ein Produkt von Entscheidungen, die auf verschiedenen Ebenen bewusst oder unbewusst für bestimmte Zwecke getroffen werden. Damit beeinflussen sie Gegenwartsverständnis und Zukunftserwartung. „Geschichtsbilder sind nicht Abbildungen des Vergangenen, sondern Einbildungen der Vorstellungs- und Urteilkraft“ (Karl-Ernst Jeismann). Sie sind selektiv und können als Zwecklegenden und Propagandawaffen zur Agitation benutzt werden, innerhalb der Gesellschaften, aber auch als nationale Mythen zwischen Ländern.

Während es im 19. und 20. Jahrhundert relativ fest umrissene, ja offiziöse Geschichtsbilder gegeben hat, vor allem in den Auseinandersetzungen zwischen den Nationalstaaten, deutet sich heute in den westlichen pluralistischen Gesellschaften ein Wandel an. Die Verschiedenartigkeit der Gruppen, Klassen, Parteien, Religionen, Regionen und Generationen sowie die Vielzahl von Erfahrungen und Erwartungen bringen konkurrierende Geschichtsbilder hervor, die immer weniger nach außen gegen andere Mächte, sondern immer mehr im innenpolitischen Streit von Staaten eingesetzt werden. Werden sich also überkommene nationale Geschichtsbilder weiter tradieren oder im Prozess der europäischen Integration abschleifen und relativieren? Offenkundig trifft der ausschließlich nationale Selbstbezug kaum noch unsere Daseinserfahrung und Zukunftserwartung im zusammenwachsenden Europa. Möglicherweise werden deshalb der Begriff der Nation und nationale Geschichtsbilder – gerade auch unter globalen Bedingungen – an Bedeutung verlieren, das Gewicht des Nationalstaats und seiner Geschichtsbilder verblassen und die noch bestehenden Unterschiede innereuropäischen Erinnerungsstereotypen tendenziell abnehmen. Abzuwarten bleibt, ob die

Geschichte des Nationalstaats als Epoche in einem universalen Prozess zur Bildung von Großreichen oder als Teil einer allgemeinen Regionalisierung in einem historisch begrenzten Zeitabschnitt gesehen wird. Ob daraus dann ein die regionalen und nationalen Geschichtsvorstellungen integrierendes europäisches Geschichtsbild wird, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Wie wirkmächtig sind aber die Geschichtsbilder noch in den einzelnen Ländern und inwieweit stehen sie der Ausprägung einer transnationalen Identitätsbildung entgegen? Um diese Frage beantworten zu können, muss man zunächst einmal die Geschichtsbilder der einzelnen Länder kennen – sozusagen mit einer Bestandsaufnahme anfangen. „Das Gedächtnis trennt, aber die Geschichte eint. Eingedenk dieser Erkenntnis scheint mir das genaue Wissen um die einzelnen Erinnerungskulturen den Blick auf das zu schärfen, was das Gemeinsame an Europa ausmacht. Nach wie vor bin ich der Auffassung, daß nur aus einem vertieften Verständnis der Unterschiede das Gefühl einer echten gemeinsamen Zugehörigkeit erwachsen kann“ – so Pierre Nora am Schluss seines Nachworts zu den drei Bänden „Deutsche Erinnerungsorte“.

In Deutschland sind aufgrund der NS-Vergangenheit und der 40-jährigen Spaltung des Landes nationale Geschichtsbilder und mit ihnen auch der Nationsbegriff verblasst. Es ist kein Zufall, dass das Grundgesetz von 1949 die erste Verfassung in Europa war, die einen Verzicht auf nationale Souveränitätsrechte vorsah. Zur Geburtsstunde der Bundesrepublik Deutschland gehört der europäische Bezug, was auch für das deutsche Nationalbewusstsein charakteristisch geworden ist (*Horst Möller*). Die insgesamt positiven Einstellungen zu Europa und zur EU zeigen sich geprägt durch die negativen Erfahrungen der Deutschen mit ihrem Nationalstaat, insbesondere der Pervertierung des Volks- und Nationsbegriffs durch den Nationalsozialismus.



Ein fast ungebrochenes Geschichts- und Nationalbewusstsein lässt sich dagegen in Frankreich ausmachen, dessen Geschichte trotz der Revolutionen und Umbrüche und der in den letzten Jahren zu beobachtenden Beschäftigung mit den dunklen Seiten seiner Geschichte im 20. Jahrhundert eine große Kontinuität der nationalen Geschichtsbilder aufweist. Das Land gilt vielen als ein „geschichtliches Bilderbuch“. Frankreich verfüge über „gleichsam eingefleischte und stabile Geschichtsbilder“, die sich mit symbolischen und legendären Elementen verbinden, so urteilt *Gilbert Merlio*. Die Identifikation der Franzosen mit ihrer Geschichte gelingt leichter und ist auch intensiver, weil Frankreich insgesamt über eine „konsensfähige Vergangenheit“ verfügt. Man ist erinnert an den Ausspruch Napoleons: „Die Geschichte ist die Fabel, an die man glaubt.“ Es ist heute aber festzustellen, dass dieser französische Identitätskonsens Verschleißerscheinungen zu zeigen beginnt.

Anders als Deutschland verfügt Österreich über ein weit weniger gebrochenes Geschichtsbild, was nicht zuletzt daher rührt, dass es den Nachkriegsregierungen gelungen ist, „die nationalsozialistische Zeit zu externalisieren“ und das Land als Opfer der NS-Okkupation hinzustellen (*Ernst Bruckmüller*). Die Geschichtsbilder der Bevölkerung sind insgesamt wenig dominant und reichen in der Fernerinnerung nicht sehr weit zurück. Laut einer Umfrage von 1998 sind die Erinnerungen an Begebenheiten und Personen aus der Zeit des Habsburger Reiches kaum lebendig, ebenso wenig an die Zeit zwischen 1918 und 1945, die als Grauzone in der öffentlichen Wahrnehmung bezeichnet werden muss. Hingegen ist die Zeit seit 1945 (II. Republik) mit der Mythisierung der Neutralität als „Erfolgsstory“ im öffentlichen Bewusstsein sehr präsent.

Belgien und die Niederlande haben eine gemeinsame Geschichte, wenngleich es sich hierbei im Grund um die Geschichte einer Trennung handelt. Für Belgien ist die Re-

volution von 1830 für die historische Kultur des Landes von entscheidender Bedeutung, aber auch der Mythos des „Alten Belgiens“ ist zur Legitimation des Nationalstaats besonders gepflegt worden. Virulent bleibt bis heute der Unterschied von wallonischer und flämischer Sicht auf die Vergangenheit. Dabei konnte man an die bereits im 18. Jahrhundert entwickelte nationale Geschichte der Habsburgischen Niederlande anknüpfen (*Tom Verschaffel*).

In Spanien hat die Auseinandersetzung um die Vergangenheit das Land voll erfasst und in Lager und Positionen gespalten, in Unitaristen, Separatisten, Föderalisten und Laizisten, die gegensätzlicher kaum sein könnten. Spanien ist geprägt von einem „Extremismus der zentrifugalen und separatistischen Nationalisten“, die die Vergangenheit als Legitimierungsgröße für sich zu vereinnahmen suchen (*Mariano Delgado*). Von „Spanien“ oder der „spanischen Nation“ könne deshalb nicht die Rede sein, vielmehr von einer „Nation aus Nationen“. Die zentrifugalen und separatistischen Kräfte sowie die Auseinandersetzung um die Franco-Ära haben einen Historikerstreit ausgelöst, der auf allen Ebenen tobt. Ein Hoffnungsschimmer in dieser Lage ist, dass verstärkt Vertreter aller Richtungen und Parteien eine überparteiliche, zivilgesellschaftliche Initiative „zum Schutze Spaniens vor politischem Vandalismus“ gebildet haben.

In seiner Bewertung der Geschichtsdiskussion in Italien kommt *Giovanni Orsina* zu dem Ergebnis, der Umgang der Italiener mit ihrer Geschichte sei etwas provinziell. Wesentlich von den nationalen politischen Konjunkturen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beeinflusst, kreist sie – entlang der politischen Lager fragmentiert – um die faschistische Vergangenheit und die Einstellung zum Kommunismus. Je nach parteipolitischer Orientierung bilden Antifaschismus bzw. Antikommunismus die jeweils unterschiedliche Legitimationsgrundlage der zweiten Repu-

blik. Der daraus resultierende enge national-internationale Kausalzusammenhang ist im Diskurs der Geschichtswissenschaft wie auch der öffentlichen Auseinandersetzung seit dem Ende des Sowjetkommunismus und dem Aufkommen der „Neuen Rechten“ (Silvio Berlusconi) aufgelöst, die Symmetrie zwischen der „westlichen“ Komponente, die die demokratischen Werte betonte, und der „östlichen“, die sich gegensätzlich orientierte, zerbrochen. Ob sich die öffentliche Diskussion in der Zukunft von der parteipolitischen Orientierung zu befreien vermag und unabhängig von Gegenwartsproblemen mit der Geschichte befassen wird, bleibt abzuwarten.

Den Bezugsrahmen für das sich im 19. Jahrhundert entwickelnde Nationalbewusstsein der Schweiz, die sich dem Beitritt zur EU bisher verweigert hat, bildet nach *Guy P. Marchal* das eidgenössische Mittelalter als Meistererzählung von militärischer Wehrbereitschaft, Freiheitswillen und Selbstbehauptung gegen äußere Bedrohung. Diese mediävistisch angereicherte Geschichtspolitik galt auch im 20. Jahrhundert als Alternative in der Auseinandersetzung mit den totalitären Ideologien und Staatsformen und dient noch heute als Stichwortgeber in der politischen Diskussion. „Gegen schon nur vermeintliche äußere Übergriffe etwa durch ‚Brüssel‘ beruft man sich auf den Kampf gegen die ‚fremden Vögte‘ in der Schweizer Befreiungstradition.“

Wie in kaum einem anderen europäischen Land spielt in Polen die eigene Vergangenheit eine dominierende Rolle. Die Geschichte war neben Sprache, Konfession und Kultur das wichtigste identitätsstiftende Element. Polen formierte sich im 19. Jahrhundert als eine moderne Nation. Ähnlich wie die zeitgleich verlaufene Verfassungsbewegung Belgiens 1830 bildete in Polen der Konstitutionalismus ein wichtiges Element des nationalen Selbstbewusstseins und Freiheitstriebes (*Krzysztof Ruchniewicz*). Auch wenn die moderne Nationalgeschichte Polens und sein Freiheitskampf gegen

die Fremdbesetzung in den 1980er Jahren in einem anderen Kontext stand, so wird man doch gewisse Kontinuitäten im Selbstbild der Polen und ihres nationalen Selbstbehauptungswillens ausmachen können. Als verständlich mag daher erscheinen, dass nach der langen Unterdrückung der eigenen Kultur und der nationalen Autonomie – im 20. Jahrhundert zunächst durch den NS-Staat, dann durch die Sowjetunion – in den letzten beiden Jahrzehnten eine starke Besinnung auf nationale Werte und regionale Eigenarten mit antideutschen und antirussischen Elementen zu beobachten ist, aber auch eine Auseinandersetzung um die Verstrickung in den kommunistischen Staatsapparat – eine Entwicklung, die ähnlich auch in anderen mitteleuropäischen EU-Ländern zu beobachten ist.

Selbstredend gilt auch für Tschechien und der Slowakei, dass die eigenen wie auch die fremden Geschichtsbilder keineswegs absolute Geltung besitzen, sondern sich vielfach aus Teilbildern zusammensetzen, die miteinander konkurrieren, sich durchkreuzen oder auch ergänzen können. Während für die Tschechen das Bild der Deutschen als „ewigen Feinden“ von nachhaltiger Bedeutung ist, sind dies für die Slowaken die Ungarn. Daneben spielen für beide Völker Geschichtsbilder von Niederlagen und vom „freiheitsliebenden“ Slawentum eine Rolle. Nicht vergessen werden in der Betrachtung aber auch die unterschiedlichen Bewusstseinslagen nationaler oder ethnischer Minderheiten, die in dem einen oder anderen Land leben und in einem gewissen Spannungsverhältnis zum Mehrheitsvolk stehen können – und zwar gerade dann, wenn diese Minderheit ihr Muttervolk in der unmittelbaren Nachbarschaft hat, wie der aktuelle Sprachenkrieg zwischen Ungarn und der Slowakei zeigt. Diese Situation ist für Mitteleuropa nicht untypisch (*Robert Schuster*).

Besonders gilt das für Ungarn, das nach dem Ersten Weltkrieg den größten Teil seiner Bevölkerung an die

Nachbarstaaten verloren hat (3,2 Millionen). Die Magyaren ironisieren dies gerne mit dem Spruch: „Ungarn ist das einzige Land, das mit sich selbst benachbart ist.“ Beeinflusst ist das Geschichtsbewusstsein der Ungarn vor allem durch die zahlreichen Brüche, die die Vergangenheit des Landes wie ein roter Faden durchziehen: Türkenherrschaft, Auseinandersetzungen mit dem Habsburger Reich bis 1848, Vertrag von Trianon 1920, die Zeit des Nationalsozialismus und der stalinistischen Diktatur bis hin zum Aufstand 1956, die Phase des „Gulaschkommunismus“ und die „Wende“ 1988/89, die schließlich zum demokratischen Neubeginn führte. Zum Kernbestand der nationalen Geschichtskultur gehörte für die Ungarn immer der Stolz auf ihre Herkunft aus dem Osten und der Stephanskult (Erlangung der staatlichen Unabhängigkeit und Öffnung nach dem Westen), der früher geschichtspolitisch zwischen Katholiken und Protestanten heftig umstritten war (nach 1989 nicht mehr) und der 1848er-Kult (Betonung der nationalen Freiheit). Heute ist das ungarische Geschichtsbild vornehmlich geprägt durch die leidvollen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts, durch die Reduktion des Staatsgebiets, den Nationalismus und die kommunistische Epoche.

Die jüngeren Geschichtsbilder Estlands wie auch Litauens und Lettlands sind ebenfalls geprägt durch eine vielschichtige lange Vergangenheit, vor allem aber durch die Erfahrungen deutscher und russischer Besatzung. „Erinnerungskonflikte“ – u. a. der Umgang mit inländischen Denkmälern der ehemaligen Sowjetunion – belasten bis heute das Verhältnis zum Nachbarn Russland, das die Okkupation 1944 als Befreiung vom Faschismus sieht, während die baltischen Staaten die Fortsetzung des Verlustes ihrer Selbstbestimmung beklagen, die sie im Jahre 1991 schließlich wiedererlangen konnten (*Mart Laar*).

Die Beiträge dieses Bandes weisen auf eine Vielzahl von Gedächtniskulturen hin, deren sich die Europäer bewusst

sein müssen, wenn sie ihre Identität finden wollen. Die Geschichtsbilder reichen in ihren Tiefenschichten z. T. bis ins Mittelalter zurück, sind aber auch stark beeinflusst von den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts – mit Faschismus, Nationalsozialismus, Francismus und Kommunismus –, die zunehmend gemeinsam interpretiert werden. Beachtenswert ist, dass auch die europäische Integration in diesem Sinn dazugehören beginnt. Mit aller Vorsicht ist deshalb zu konstatieren, dass trotz der noch immer vorhandenen nationalen Perspektiven sich kaum merkliche Veränderungen vollziehen, die aufgrund der Diskussionen um europäische und globale Zusammenhänge die Wahrnehmung der Vergangenheit in den Einzelnationen beeinflussen und in einem Prozess der Selbstreflexion die überkommenen nationalen oder gar nationalistischen Einstellungen zurückdrängen. Die Frage also, ob Europa in langfristiger Perspektive und unter Berücksichtigung seiner Vielfalt nicht doch eine „Nationalidee“ (Ortega y Gasset) mit konsensfähiger Identität und europäischem Geschichtsbild entwickeln könne, sollte trotz gebotener Skepsis mit einem vorsichtigen Ja beantwortet werden.